Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 2 (1908)

Heft: 1

Artikel: Nachfolge Pestalozzis. II., Pestalozzi und die soziale Frage

Autor: Ragaz, Rageth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-131734

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Daß uns Jesus zu Gott führt, das ist die Hauptsache und Alles, was er gewollt hat. Eine Lehre über seine Person hat er uns nicht aufgedrängt. Natürlich werden wir ihm Ehrfurcht und Dankbarkeit bewahren und dieselbe wird leise mitschwingen, auch wenn wir uns Gott direkt nahen. Begreiflich ist auch, daß die Christen nachgebacht haben über Jesu Verhältnis zu Gott und ihn zu ehren glaubten, wenn sie allen Abstand leugneten. Wir werden solche Gedanken, ja auch die direkte göttliche Verehrung Jesu ehren, wenn sie eigen und echt sind und wirklich von Herzen kommen. Wir werden sie aber ablehnen, wenn man eine Lehre und ein Gesetz draus machen will. Denn wie Jesus das geworden ist, als was wir ihn verehren, bleibt ein Geheimnis und alle Deutungsversuche sind ein unzulängliches Stammeln. Warum sollten wir aber dieses Geheimnis nicht können stehen lassen, wenn uns Jesus nur zum Vater hinführt! Dieses Hin= durchdringen zu Gott freilich kann kein Mensch dem andern abnehmen, das kann auch keine Lehre über Christus erzwingen und keine Be= schreibung des Erlebnisses, selbst wenn sie hundertmal tiefer wäre als die, welche wir eben versucht haben. Menschen können uns Führer sein, das entscheidende Wort aber redet Gott mit uns allein.

R. Liechtenhan.

Nachfolge Pestalozzis.

II. Pestalozzi und die soziale Frage.

arf man Pestalozzi und die soziale Frage in einem Atemzuge nennen, ohne sich jener Art von Heldenverehrung schuldig zu machen, die bei ihrem Selden Antworten auf alle Fragen der Gegenwart sucht und sindet? Der bloße Hinweis auf Pestalozzis Leben, seine Armenanstalt auf dem Neuhof und "Lienhard und Gertrud", seine bekannteste Schrift, genügt, um dieses Bedenken zu beseitigen. Sein enges praktisches Verhältnis zur sozialen Frage liegt klar am Tage. Er gehört in die erste Reihe derer, die mit Einsetzungsvon Gut und Leben mit der sozialen Not gerungen haben.

Weniger bekannt ist, wie vielseitig und gründlich sich Pestalozzi in seinen Schriften mit sozialen Problemen beschäftigt hat. Ich überlasse es dem Leser, aus den weiter unten mitgeteilten Proben zu urteilen, ob dieser Teil der Lebensarbeit des einzigen Mannes nicht mehr Beachtung verdient, als sie ihm bisher im allgemeinen zuteil

geworden ist.

Die soziale Frage erscheint heute freilich vielsach in ganz anderen Formen als zu Pestalozzis Zeiten. Er sah nur die ersten Anfänge der gewaltigen Entwicklung der Technik und Industrie. Fragen, die heute im Vordergrund stehen, spielen bei ihm keine große Kolle. Die

Lohnfrage, in der für viele die ganze soziale Frage besteht, wird in seinen Schriften kaum erwähnt. Von Arbeiterorganisationen, Streiks und anderen wichtigen Erscheinungen des heutigen sozialen Lebens hört man bei ihm natürlich nichts. Wir werden das nicht so sehr bedauern. Die soziale Frage ist keine vorübergehende Zeitfrage und kein Monopol unserer Zeit. Man macht sich das Verständnis der unendlichen Bedeutung dieser Frage selber unmöglich, wenn man sie mit ihren jeweiligen zeitlichen Erscheinungsformen verwechselt und sie nur nach diesen beurteilt. Wenn sich heute auch viele wohlmeinende und hilfsbereite Menschen durch einzelne widerwärtige Begleiterschein= ungen der sozialen Bewegung die Freude an ihr verderben lassen, so könnte sie das Beispiel Pestalozzis eines Besseren belehren. Seine Größe besteht vor allem darin, daß er bei den Symptomen nicht stehen blieb, sondern die Quelle der sozialen Not zu finden suchte. Er tat es in jahrelanger, heißer Gedankenarbeit, mit einem Ernst, den keine Mühe bleichte. Wenn er seine Gedanken gern Träume nennt, so ist das nicht so zu verstehen, daß er sich bloß in seinem Ropfe und auf seiner Studierstube etwas ersonnen und zurechtgelegt hätte. Seine sozialen Gedanken erwuchsen aus der engsten Berührung mit dem Elend des Bolkes und aus seiner Arbeit an den Geringsten seiner Brüder. Befruchtend und anregend auf sein soziales Denken und Forschen wirkte ferner die Lektüre Rousseaus und der Verkehr mit Kichte, vor allem aber eines der gewaltigsten sozialen Ereignisse aller Zeiten, die französische Revolution.

Man tut ihm also Unrecht, wenn man ihn einen lebens= und wirklichkeitsfremden Träumer nennt, wie es nur zu oft geschehen ist. Wahr ist freilich, daß er mit seinen Gedanken nicht bei dem Elend seiner Umgebung und nicht bei dem vielsach jämmerlich engen und niederdrückenden Verhältnissen der damaligen Schweiz stehen blieb. Sein Geist machte sich mit siegreicher Kraft von dem Elend seiner Zeit und seines Lebens los und schwang sich in Höhen hinauf, in denen Not und Elend ihre Macht verlieren. Sein Träumen war Schauen. Er schaute und gestaltete wunderbare Vilder schönster, durch Not und Schuld in ihrer reinen Entfaltung nicht gehemmter Menschlichkeit. Diese Vilder, wie sie sich namentlich in "Lienhard und Gertrud" und in "der Abendstunde eines Einsiedlers" finden, zu schauen, tut schon heute wohl, auch wenn man weiß, daß die Jahr=

hunderte an ihrer Verwirklichung zu arbeiten haben werden.

Die größte soziale Gesahr war ihm die Unterdrückung und Verstümmelung des wahren Menschentums. Die einzige gründliche Hilfe sah er in der Weckung und Vildung der Grundkräfte der menschlichen Natur.

Dies zur Einleitung! Pestalozzi soll nun vor allem selber zu

Worte kommen.

Wer das Große in der heutigen sozialen Bewegung sehen kann und mag, der wird in ihr mit Freuden ein Erstarken des Bruder= sinns entdecken, ein Ernstmachen mit den so lange gepredigten Worten, daß wir alle Brüder seien. In Pestalozzis Schriften findet das Gestühl der heiligen Verantwortlichkeit für das Schicksal der Ges

ringsten unter unsern Brüdern ergreifenden Ausdruck.

"Nein, wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig (als sie in die Fabriken zu senden). Wie klein, wie wenig ist der Unterschied vom Großen hinab bis zum Bettler am Wege, wie wesentlich sind sie sich gleich! Warum wissen wir das nicht mehr? War es immer so, oder ist unser Jahrhundert mit seinem ewigen absondernden Kreisen, mit seinem ewigen Empormodeln zur Unempfindlichkeit mehr als alle Jahrhunderte schuldig, daß unser Herz tot, und wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unseres Knechts lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet. Nein, der Sohn des Elenden, Verlorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! Dafür ist er nicht da! Mißbrauch der Menschheit, wie emport sich mein Herz! Daß doch mein letter Atem meinen Gruder noch sehe und keine Erfahrung von Bosheit und Unwürdigkeit das Wonnegefühl der Liebe mir schwäche!" (Aus den Briefen an Tscharner.)

Wie sehr er es vermochte, in jedem Menschen den Éruder zu sehen, das zeigt besonders schön eine "Aus dem Tollhause" überschriebene Stizze aus dem "Schweizerblatt". Er schreibt dort unter anderm: "Das Bild des Menschen in seiner tiefsten Entstellung ist auch gut, so würdig dem Menschenforscher vorgestellt zu werden, als das Bild der Menschheit in seinen seltenen Höhen, und ich liebe überhaupt, die Menschheit ohne Flügel und ohne Hörner kennen zu lernen, und der Kranke und Schwache hat gemeiniglich beides dieses am wenigsten. — Wenn etwas zu hoch über mir ist, so sehe ich nicht einmal gern zu ihm hinauf, es blendet alles so sehr, was in der Höhe; aber in Tiesen, die vor mir liegen, hinab zu sehen, ist mir natürlich und ein wahres Bedürfnis."

Auch im Verbrecher sieht er den Bruder, der Liebe und Hilfe verdient. In seiner Schrift über "Gesetzgebung und Kindermord" weiß er sich mit einer bewundernswerten Kraft des Mitgefühls den Seelenzustand einer unglücklichen Mutter zu vergegenwärtigen, die Hand an ihr Kind legt. Von allen, denen es um wirkliche Hilfe zu tun ist, verlangt er, daß sie den Hilfsbedürftigen persönlich nahe treten.

"Die liebende Menschenseele ist doppelt beim Armen und Elenden, wenn er ihm mit seinem Auge und mit seiner Seele zusammen nahe steht. — Der Geist des Christentums führt den Menschensreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders; aber die, wahrlich in dieser Kücksicht unchristlichen Zeitsitten scheuchen ihn von den Gelegenheiten und Dertern weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine sein Herz zu einer wahren Hilfe zu bewegen fähige Weise in die Augen fallen würde". (Eristoph und Else.)

Pestalozzi weiß sehr wohl, daß die Armen und Elenden oft ihr hartes Los zum Teil selber verschuldet haben, aber weder diese Beobachtung, noch die üblen Erfahrungen, die er selber vielfach mit den Armen machte, vermochten die Kraft seines Mitgefühls irgendwie abzuschwächen. Er macht es in folgenden Worten den oberen Ständen zur Pflicht, die Fehler der unteren so weit als immer möglich zu entschuldigen. "Das innere heilige Band, das diese Stände vereinigt. geht wesentlich aus der Zartheit der Rücksichten der höheren Stände auf die Lage und die Bedürfnisse der niedern hervor, und man darf sicher annehmen, die Runft, das Herz der niedern Stände an sich zu fesseln und ihre Fehler zu mindern, gehe wesentlich aus dem Edelmut und der Weisheit der oberen Stände, die Fehler der unteren, so weit es mit Wahrheit und Liebe geschehen kann, zu entschuldigen, hervor, sowie in allen Ständen die Kunft, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, wesentlich im Verstehen und Gönnen und Geben dessen besteht, was einem jeden rechtmäßig gehört." (Christoph und Else.)

Er macht es den Geistlichen zum schweren Vorwurf, daß sie so gern die unteren Klassen beschuldigen und die oberen entschuldigen.

Er selber nimmt es ruhig auf sich, wenn man ihn der Parteilichkeit für das Volk beschuldigt, obwohl oder weil er weiß, daß er der Wahrheit getreu ist und keiner Partei.

Die folgende Stelle gehört wohl zu den interessantesten in seinen

Schriften.

"Ich gehe noch weiter und denunziere mich selbst als parteissch für's Volk. — Ich mag nichts weniger als unter zweideutigem Stempel der so geheißenen unparteiischen Schriftsteller hier und dort durchschlüpfen. — Ich bin also parteiisch. Ia Leser! mein ganzes Herz hängt an der Hoffnung, daß die Welt nicht endlich dahin kommt, zu fragen, was ist das Recht des Volkes? und zu behaupten, es sei keines unter der Sonne, und der Mond habe noch nie keines beschienen — (Aus der Schrift Ja und Nein oder über die Ursachen der französischen Kevolution.)

Mit aller Schärfe betont er in derselben Schrift, "der Heiland habe nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemanden getan hätte, so wäre es für diejenigen geschehen, denen er zugerusen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Die niederen Hände bedürsen des Trostes und die oberen haben Einschläferung so wenig nötig, als je."

Heite wird oft die Unzufriedenheit der unteren Klassen besonders streng getadelt. Sie erscheint vielen als die Hauptursache des sozialen Kampses. Man könnte hie und da meinen, es wäre alles gut und recht, wenn nur die Arbeiter zufriedener sein wollten. Die Rede von der Unzufriedenheit der unteren Stände ist aber durche aus nicht neu. Schon Pestalozzi hat sie sehr gut gekannt und sich mehrsach mit ihr auseinandergesett. Auch ihm ist die Unzufriedenheit eines der größten Uebel der Zeit, und er hat kein größeres Anliegen,

als Mittel und Wege zu suchen, um das Volk in seinem Innersten zu beruhigen und zu befriedigen. Er sindet nur bei den oberen Klassen mindestens ebensoviel Unzufriedenheit, als bei den unteren. Er läßt keinen Zweisel darüber, daß es wenig hilft, dem Volke Zufriedenheit zu predigen. Es gelte vor allem, die Ursachen der Unzufriedenheit aufzudecken, "denn nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen

nicht, wo von Wirkungen die Rede ist."

So geht er denn, namentlich in der Schrift: "Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" mit ganzem Ernst daran, diesen Ursprung des großen Rampses zwischen den oberen und unteren Klassen klarzulegen. Er sindet ihn in dem Mißbrauch der den besitzenden und regierenden Klassen verliehenen Macht. Der Kamps der unteren Klassen ist ihm weniger ein Kamps um Lohn und Brot, als ein Kamps um Selbstständigkeit und Kecht. Immer wieder betont er, es sei in dieser Sache mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Kechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnaden zu tun.

Er anerkennt durchaus die Berechtigung des Kampses um einen Anteil am Grund und Boden. Er leugnet den Wert des Eigentums nicht, aber er verlangt entschieden, daß es den Menschen, und zwar allen Menschen, dienen müsse und daß die Ansammlung großer Güter

in einer Hand diesem Zweck nicht entspreche.

"Es (das Eigentum) ist", sagt er, "durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer tierischen Natur gibt, das große Hindernis des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein besadener Esel auf dem Rücken trägt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding zersplittert." (Aus "Meine Nachforschungen.")

In der Anhäufung großer Vermögen an Gut und Geld und in der Loslösung der Mehrzahl vom festen Grund und Boden erblickt

er eine der schlimmsten Quellen des Verderbens.

"Gehört diesen unseren Mitmenschen, die, mit gleichen Katurrechten wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Gesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebensach tragen, keine die Natur besriedigende Stellung in unserer Mitte? Und weiter: Der Menschenanspruch an Nahrung und Decke d. i. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umsange besriedigendes Dasein ist von Gottes- und Christentumswegen höher als alles Eigentums- und alles Herschaftsrecht. Der niedere, der Selbstsucht hingegebene Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich mit aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer besinde, sonst geht die Erde zugrunde. Und doch, dächte ich, das Eigentum ist um des Wenschungerrede.) Das Wort Kapitalismus kommt in keiner seiner Schriften vor, aber mit merkwürdiger Klarheit hat er die Gefahr, die in dem großen und schnellen Geldgewinn der Industrie liegt, gesehen und geschildert. Er warnt vor "dem trügerischen Flor des Geld» und Gewaltspiels unserer Industrie, die mitten im größten Flor ihrer anscheinenden großen Geldabträglichkeit dasteht wie eine hochlodernde, glänzende Feuerslamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnismäßigen Entsernung ob ihr emporstehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, aber die Millionen derer, die in der Tiese leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, samt und sonders ihre Finger verbrennen macht, und sie dann, wenn sie mit verbrannten Fingern fortsliehen, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt." Wan kann den Mißbrauch, den man mit den Menschen treibt, indem man sie als Mittel zum schnell reich werden benust und dann ihrem Schicksal überläßt, wohl nicht vernichtender verurteilen, als es in diesen Worten geschieht.

Aber auch mit hohen Löhnen wäre den Arbeitern nicht genug getan. Schlimmer als der Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen ist in Pestalozzis Augen der zwischen Herrschenden und Untertanen, Privilegierten und Rechtlosen. Das Ringen nach Selbständigkeit steht ihm viel höher als das Verlangen nach Dieses Ringen darf um keinen Preis unterdrückt werden, es ist ein heiliger Kampf. Eine soziale Pflicht, sich der Macht zu unter-werfen, kennt er nicht, ausgenommen den Fall, daß die Macht selber sittlich sei und das sei sie, wenn sie ihre Stärke im Dienen sehe. Das sei aber ein seltener Fall. Von Natur habe die Macht den Trieb, sich auszuleben, ohne sich viel um Gesetz und Recht zu kümmern. Es liege darin eine gewisse Naturnotwendigkeit. "Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Tiere und der kindische Wahn, sie hätten mich zum Löwen aemacht?" (Meine Nachforschungen.)

Wer im Besitz der Macht ist, vergißt leicht, was er denen schuldig ist, die ihm dazu verholsen haben. Das Gesühl, viele unter sich zu haben, bringt ihn leicht auf die Meinung, er sei höheren Geschlechts.

Pestalozzi schildert den Herrenmenschen und seine Aussprüche sehr drastisch, ist aber weit davon entsernt, in ihm eine höhere Art Mensch zu bewundern, sagt vielmehr offen heraus, estsei das Tier im Menschen, das sich in solchem Gebaren und in solchen Ansprüchen äußere. "Ewig sagt der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da, und spielt dann über die geseilten Scharen derselben, wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten; so viel Männer im Lande sind, so viel hat er ja Saiten; so viel ihrer zerspringen, so viel wirst er weg, und so viel er wegwirst, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes, klimperndes Brett, es sind ja nur Saiten — ha, es sind Menschen!

Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären, sie wissen gar nicht, was das murrende Tier will, das auf ihren Vieren steht, aber sie klammern sich fest in das Eingeweide eines jeden, gegen den es (Meine Nachforschungen.) brummt u. s. w."

Mit großer Schroffheit führt er aus, daß das bloße Leben in der Gesellschaft und der Anteil an ihren Formen das Tier im Menschen nicht zu bändigen vermöge. "Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Krieges aller gegen alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber um deswillen nicht mit weniger Leidenschaft geführt wird, im Gegenteil, der Mensch führt ihn mit der ganzen Schiefheit

und Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur."

(Meine Nachforschungen.) Es gebe eine barbarische und eine zivilisierte Tyrannei. Die lettere seit weit gefährlicher. Sie verberge ihre wahre Gestalt, indem sie die Menschen in ihrer Weise zu beglücken, in Wahrheit aber zu entkräften suche, um sie dann umso sicherer beherrschen zu können. Dagegen wehrt sich Pestalozzi im Namen des Volkes mit aller Kraft. Die soziale Frage ist mehr als eine Magenfrage, der Anspruch auf Selbständigkeit darf um keinen Preis aufgegeben werden. Und wenn es zum Aufruhr kommen sollte, so sei selbst dieser mit all seinen Gefahren weit besser als der Zustand der Erschlaffung, in der der Mensch nichts mehr sei als ein gesättigtes Tier, dem Recht und Freiheit leere Worte seien. Der Trieb nach Recht, Freiheit und Selbständigkeit sei mit dem Besten in unserer Natur so eng verbunden, daß man ihn nicht unterdrücken könne, ohne den Menschen aufs Tiefste zu erniedrigen und ihm seine Würde zu rauben. Darüber spricht sich Pestalozzi in folgenden Worten in seiner derben aber treffenden Art so aus: "Ich bin vermöge desselben (des Selbständigkeitstriebs) kein trauliches, kraftloses Haustier, das unter den Füßen eines andern ruhig gautelt und frißt, im Gegenteil, ich gehöre viel mehr zu den gewaltsamen, unruhigen, die Sicherheit (Freiheit) selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldtieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbständigkeit wird durch meine Trägheit und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt, und es ist unstreitig, man kann mich durch sicheren Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichen Haustier umbilden, aber von Natur bin ich kein solches, ich will ja lieber herrschen als dienen."

Das freiwillige Dienen und das freiwillige Verzichten ist, wie Pestalozzi wohl weiß, eine ganz andere Sache, aber der Staat und die Gesellschaft haben nach seiner Ueberzeugung kein Recht, es zu ver= leugnen, weil sie auch die Kraft dazu nicht geben können.

"Im bürgerlichen Leben ist alles Tun und Lassen des gesell= schaftlichen Menschen ein ewiges Haschen nach Selbständigkeit, freilich ein ohnmächtiges und fast immer mit der Aränkung des Fehlgreisens gebrandmarktes Haschen. Es läßt sich nicht leugnen, es gelingt ihm in diesem Zustand selten, von Gesetzen abzuhängen, die auf dem Recht ruhen, das in seiner Brust schlägt und das er sich selber gegeben."

"Armes Geschlecht", ruft er aus, "das höchste Ziel deiner Gesetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Weltzteil lobt seine Weisheit, wenn du von diesem Futter nur sett wirst."
(Weine Nachsorschungen.)

Ich glaube, diese Ansichten Pestalozzis sind trot der großen Fortschritte, die seither im Staat und in der Gesetzebung gemacht worden sind, doch noch recht zeitgemäß. Es wird sa heute wieder vielsach versucht, durch den Hinweiß, daß für die Arbeiter so viel getan werde, die Berechtigung ihres Rampses zu bestreiten. Zum Teil sind ja die Arbeiter freilich auch dafür verantwortlich, wenn ihr Kamps saft nur als ein Kamps um Lohn und Macht erscheint. Das soll uns nicht hindern, die höheren Kräste zu erkennen, die in der sozialen Bewegung wirksam sind, so wenig wie die Auswüchse der französischen Kevolution Pestalozzi verhindert haben, ihre Größe zu würdigen. Ein Blick auf seine Stellung zur großen Kevolution dürste vielleicht etwas dazu beitragen, uns die richtige Stellung zu den revolutionären Erscheinungen unserer Tage sinden zu helsen. Heute machen es revolutionäre Erscheinungen (Streißs, Antimilitarismus, anarchistische Tendenzen) vielen schwer oder geradezu unmöglich, die Größe der sozialen Bewegung zu erkennen.

Man sieht wohl gar in der ganzen Unruhe, die durch unsere Zeit geht, das Werk einiger herrschsüchtiger Agitatoren oder im besten Fall unklarer Träumer und Schwärmer und meint, es wäre alles in Ordnung, wenn sie nicht beständig die Unzufriedenheit im Volke schüren würden. Genau so urteilten viele über die französische Revolution. Das ist bekannt, weniger aber, wie unbesangen und vorurteilslos Pestalozzi über die durch die große Revolution hervorgerusene Bennruhigung der europäischen Menschheit geurteilt hat. Bekanntlich haben sich die Größten unter seinen Zeitgenossen, Klopstock, Schiller und Goethe nach der Hinrichtung des Königs mit Abscheu von der Revolution abgewandt. Schiller hat unter dem peinlichen Eindruck der Schreckenstaten der Kevolutionsmänner, den im Munde des größten Sängers der Freiheit etwas sonderbar klingenden Vers gesdichtet: "Wenn sich die Völker selbst befrei"n, da kann die Wohlsahrt

nicht gedeih'n.

Pestalozzi dagegen schrieb nach der Hinrichtung des Königs an einen Freund: "Solche Zufälle sind momentan — laßt uns unsern Weg ruhig gehen und auf alles, was nicht in unserer Gewalt ist, ruhig hindlicken und nie vergessen: Was ist unter hundert Millionen Wenschen ein Mensch?" Daß das Volk seinen Kamps um Freiheit und Recht nicht mit mehr Würde sühre sei sehr bedauerlich, könne uns aber an der Notwendigkeit dieses Kampses nicht irre machen.

"Man muß seine Augen von allem, was geschieht, abwenden, um für das, was sollte geschehen, in sich selbst ein reineres Gefühl zu erhalten." (Natorp: Vestalozzi I.)

In seiner Schrift Ja und Nein ober "Ueber die Ursachen der französischen Revolution" sett er sich gründlich mit der Behauptung auseinander, daß die Zeitaufklärung an der allgemeinen Unsichersheit der Verhältnisse schuld sei. Er bestreitet entschieden, daß philosophische Ideen allein die Kraft haben könnten, die große Anhänglichkeit an das gewohnte Alte im Volke zu zerstören. "Sonst sucht der Mensch so wenig als ein Vogel ein neues Nest, wenn ihm im alten wohl ist — er hat sicher Anhänglichkeit an den Baum, wo er Jahre lang schlief und wachte — an den Ast, von dem er ausslog, für sich und seine Jungen Nahrung zu suchen; aber wenn du ihm allen Flaum aus seinem Neste nimmst, und Dornen darein legst, daß er sich daran ritt und seine Jungen daran sterben, dann verläßt er freilich den Baum und den Ast, der ihm so lieb war und sucht sich eine Stelle im Dickicht, wo keine Menschen sind, die allen Flaum ansprechen und allen Flaum brauchen."

Die wahren Urheber der Revolution sind nicht unten, sondern oben zu suchen. Der Absolutismus hat den Bölkern "die Dornen in ihr Rest gelegt und allen Flaum daraus genommen." Er wollte die Bölker zwar in seiner Weise beglücken, aber eben in seiner Weise. Er wollte nicht freie Bürger, sondern Untertanen, nicht Menschen, sondern Soldaten und Beamte, alles sollte in eine Unisorm gesteckt werden. Diesem Zustand ist sogar die Anarchie vorzuziehen. Da heute wieder das Bangemachen vor der Anarchie sehr beliebt ist, verdient

das Urteil Pestalozzis über diese Erscheinung alle Beachtung.

"Und wenn sie auch die Folgen der Volksverirrungen alle ein= gestanden und besonders die Greuel der Anarchie mit wahrem Abscheu betrachteten und gern zugaben, die Anarchie sei eine tausendfache Verstärtung aller obrigkeitlichen Verirrungen durch die Uebertragung ihres Unfinns ans Volk, so bemerkten sie denn doch, sie sei ein keiner anhaltender Dauer fähiger Zustand, sie daure in Vergleichung der Uebel des Despotismus nur eine kleine Zeit und wirke nicht wie dieses von Geschlecht zu Geschlecht auf Jahrhunderte zur Abschwächung der Nation in einem fort, sie sei vielmehr bei allen Schrecknissen ihrer Wirkungen gar oft die Geburtsstunde einer besseren Ord= nung der Dinge, sie mache mitten im Tumult ihrer Leidenschaften der menschlichen Natur würdigen Gefühlen und Wahrheiten wieder Luft, die der Despotismus Jahrhunderte unterdrückt, und die Ströme des Bluts erheben den menschlichen Geist mitten in den Greuelszenen ihrer Verirrungen wieder zu männlichen Tugenden der Selbsthilfe und Selbstsorge, diesem vom Despotismus immer untergrabenen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft."

Die Geschichte hat dem mutigen Glauben Pestalozzis recht gegeben, sie wird auch denen recht geben, die in unserer kampf= und

unruhvollen Zeit, die Geburtsstunde einer "neuen, besseren Ordnung der Dinge" erblicken. Was könnte tröstlicher und ermutigender sein als dieser sieghafte, durch keine noch so schlimme Erfahrung im Gezingsten erschütterte Glaube an die Kraft der Wahrheit und des Rechts? Wir sinden diesen Glauben in derselben Kraft in dem Gezdanken Pestalozzis über Mittel und Wege der Kettung und Hilfe, von denen ich nun noch einige der wichtigsten und zeitgemäßesten wiedergeben will. (Fortsetzung solgt.) Rageth Ragaz.

Zwei Stimmen über Sozialismus, Arbeiter und Pfarrer.

1. Ein bescheidener Einwurf.

elche sittlichen Elemente im Sozialismus schlummern, ja bereits am Tage liegen und wie start die religiöse Macht seines Vorstängens und seiner Ziese ist, hat Kutter so glänzend dargetan, daß ich mir weitere Worte erspare", so schreibt Herr Pfarrer Harrer mann in seiner tüchtigen, scharf gedachten und abgeklärten Arbeit:

"Religiöse Kultur."

An diesem Sate möchte ich meine immer wieder aufsteigenden Zweisel und Verneinungen anknüpfen, wie an einem Haken. Ich bin mit Herrn Pfarrer Hartmanns Aussage, daß die Sozialdemokratie eine notwendige, gottgewollte Lebenserscheinung unsrer Zeit ist, die sich eingliedern und einwirken muß in unser Kulturbild im Großen und im Einzelnen voll einverstanden, ja ich bin überzeugt, daß die Gedanken, die wie Auswüchse an der ganzen Bewegung erscheinen, für den Einzelnen zu einer innern Bereicherung werden können; es bleibt mir nur immer beim Wort "sittlich und religiös" ein großes

Seufzen zurück.

Unser ganzes Leben lang lebten wir mit den Arbeitern und unter den Arbeitern. Wir lebtens in herzlicher Liebe und warmem Interesse. Wir kennen solche, die dreißig und zwanzig Jahre unsern täglichen Verkehr bildeten, mit denen wir in einem warmen Verhältnis stehen. Es sind nur noch wenige; gute, treue Veteranen. Was neu anrückt, das kommt nicht mit der Absicht, treu auszuharren, sondern heut zu arbeiten und morgen zu überlegen, ob man übermorgen noch arbeiten will. Diese Gesichter tauchen auf und wechseln. Man hat nicht Zeit, die Züge sest zu halten. Die Namen zu lernen ist ein vergebliches Mühen. Sie werden stets durch andre verdrängt. Sin Verhältnis zu gestalten, ist ganz unmöglich. Der Arbeiter will es nicht, und der Meister kann es nicht. Jener kommt, beschaut sich die